



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. Es ist ein bemerkenswertes Symptom der Lage, daß Italien beginnt, seine Stellung als Mittelmeermacht stärker zu betonen. Die italienischen Flottenmaßnahmen, die Entsendung von Schiffen nach Kreta, und die sehr bestimmte Sprache der italienischen Regierung vor der Kammer über Tripolis sind Anzeichen in dieser Richtung. Auch ist es wohl nicht unbemerkt geblieben, daß die „Hohenzollern“ in jedem italienischen Hafen, den sie mit den sie begleitenden Schiffen anlies, italienische Kriegsschiffe, oder doch wenigstens eins vorfand, das der deutschen Kaiserstandarte die Ehrenbezeugungen erwies und der deutschen Flagge gegenüber die italienische repräsentierte. Es war das nicht nur ein Höflichkeitsakt, sondern zugleich die Bekundung eines starken und selbstbewußten Nationalgefühls. Die Seerüstungen Italiens sind überdies aber auch eine sprechende und überzeugende Widerlegung der französischen Behauptung, daß der Dreibund Italien „unerschwingliche militärische Lasten“ auferlege. Die Verstärkung der italienischen Flotte hat mit dem Dreibunde gar nichts zu tun, sie ist im Gegenteil nötig geworden trotz dem guten Einvernehmen mit England und trotz dem wesentlich gebesserten Verhältnis zu Frankreich. Aber Italien begreift, daß wenn es in den Zukunftsfragen, die auf und am Mittelmeere des Austrags harren, seine Stellung behaupten will, es dies in einer Stärke tun muß, die es davor schützt, von einem Stärkeren an die Wand gedrückt zu werden.

Was Italiens Stellung im Dreibunde anlangt, so hat sich Minister Tittoni vor wenig Tagen erschöpfend darüber ausgesprochen und die von französischer Seite sorgfältig genährte Anschauung zurückgewiesen, daß der Dreibund weniger vorteilhaft für Italien als für Deutschland und Österreich-Ungarn sei. Wäre dies der Fall, so würden nicht König Umberto und Crispi so überzeugte Anhänger des Bündnisses gewesen sein, und König Viktor Emanuel sowie seine Berater hätten keinen Grund gehabt, ein Verhältnis zu verlängern, das für Italien nur Nachteile und keine Vorteile bot. Die Italiener sind jedenfalls die besten Wächter ihrer Interessen. Sie wissen ganz genau, daß eine Trennung vom Dreibunde sie in das Verhältnis einer Satrapie zu Frankreich und in einen Gegensatz zu Österreich bringen würde. Minister Tittoni stellte dem Dreibunde das Zeugnis aus, daß er sich als „ein kostbares Element für die Erhaltung des europäischen Friedens“ erwiesen habe, und daß Italien ihn auch ferner „als ein Unterpand und eine Garantie des Friedens und als einen wichtigen Faktor unsrer Politik“ betrachte. So sagte wörtlich der italienische Minister in der Kammer Sitzung vom 12. dieses Monats. Er fügte hinzu: „Wenn der deutsche Kaiser der willkommen geheißne Gast Italiens und seines Königs war, und wenn Graf Goluchowski in Venedig den Besuch erwiderte, den ich ihm in Abbazia gemacht habe, so hatte weder der Besuch des deutschen Kaisers den Zweck, die Bande des Dreibundes zu stärken, denn diese hatten sich nicht gelockert, noch hatte die Zusammenkunft in Venedig den Zweck, unsere Beziehungen zu Österreich-Ungarn, die ausgezeichnet sind, zu bessern oder das Einvernehmen, das schon vollständig war, noch enger zu gestalten. Alle Fragen wurden mit Österreich freundschaftlich besprochen und geregelt, Deutschland hatte den einzigen Wunsch, daß das Einvernehmen zwischen Italien und Österreich-Ungarn weiter fortbestehe.“ Diese Erklärung ist gewissermaßen die amtliche und parlamentarische Bestätigung der Freundschaftsver sicherungen, die in dem Depeschenwechsel des deutschen Kaisers und des Königs von Italien so bestimmt ausgedrückt worden waren. Es ist für Italien sicherlich von großem Wert, sowohl Frankreich als auch England gegenüber, daß es Deutschland und Österreich-Ungarn so mit voller Gewißheit hinter sich hat, und immer wieder stellt sich von neuem heraus, daß der Dreibund schließlich doch der friedehelkende Regulator der europäischen Politik ist. Feindliche Mächtschaften werden dagegen nicht aufkommen, und im Grunde genommen müßte jede verständige englische Staatskunst darauf ausgehen, nicht den

Dreibund zu sprengen, sondern ihn zusammenhalten für den Fall, daß sie seiner je bedürfen sollte.

Zugleich mit dem Bekanntwerden der italienischen Flottenverstärkungen hat der französische Marinerrat eine Sitzung abgehalten, in der zugestandenmaßen „die Verteidigung der großen Kriegshäfen Frankreichs“ auf der Tagesordnung gestanden hat. Eine Hafenverteidigung ist im wesentlichen eine artilleristisch = fortifikatorische Frage. Man wird deshalb im vorliegenden Falle wohl mit einiger Berechtigung annehmen dürfen, daß unter dem obigen Titel die gesamte französische Flottenfrage zur Beratung gestanden hat. Die Forderung, daß Frankreich seine „Superiorität“ zur See wahren müsse, ist schon ausgesprochen worden. Die neue Dislokation der englischen Flotte kann trotz der augenblicklichen entente cordiale für Frankreich nicht gleichgültig sein, ebensowenig das Anwachsen der italienischen wie der deutschen Flotte, und Zukunftsfragen, die in Ostasien heraufziehen, verlangen erst recht eine Prüfung der Frage, wieweit die Seestreitkräfte Frankreichs internationalen Entwicklungen gewachsen sein möchten, die vielleicht zugleich in Ostasien und in Europa auszutragen wären. Frankreich wird nicht umhin können, seine Flotte solchen Möglichkeiten anzupassen.

Auch Rußland hat schon einleitende Schritte zum Neubau einer großen Flotte getan, die um der größern Beschleunigung willen zum großen Teil in Amerika gebaut werden soll. Auch dann, wenn die nach Ostasien entsandte baltische Flotte dort stark verfehrt werden sollte, würde Rußland somit innerhalb fünf Jahren wieder über eine achtungsgebietende Seemacht verfügen und inzwischen wohl auch zuhause die Reformen vollzogen haben, die durch Beseitigung des Schlandrians und der Gewissenlosigkeit in der Marineverwaltung der russischen Flotte eine wesentlich größere Bedeutung verleihen würde. Daß sich große Entfernungen überwinden lassen, hat die unter größten Schwierigkeiten unternommene Fahrt der beiden baltischen Geschwader gezeigt. Allerdings muß zugegeben werden, daß la France y était pour quelque chose; ohne die gastliche Hilfe in den französischen Häfen Europas, Afrikas und Asiens hätten die Admirale Roschdestwensky und Nebogatow ihr Ziel nicht erreichen können, das sie mit anerkennenswerter Geschicklichkeit angestrebt haben. Aber Frankreich wird in Ostasien mit Rußland immer Hand in Hand zu gehn suchen, und England wird, um einen Konflikt mit Frankreich zu vermeiden, dabei doch immer nach Möglichkeit ein Auge zudrücken. Wie sehr aber die leitenden Kreise Großbritanniens mit der Eventualität eines Weltkriegs, das heißt also eines großen Koalitionskriegs gegen England rechnen, beweisen die auf zwei Jahre vorgesehenen, den gesamten Erdball umfassenden Manöver der englischen Flotte. England will sich nicht überraschen lassen. Je mehr sich die Meere mit Kriegsschiffen aller Nationen füllen, desto größer wird die Gefahr eines Zusammenstoßes.

Bisher war es ja für England leicht, ein Jahrhundert lang eine Oberherrlichkeit zur See zu behaupten, neben der französischen gab es kaum eine nennenswerte Flotte. Seitdem aber sind in Europa neben der französischen auch die russische, die italienische und die deutsche Flotte entstanden, die beiden ersten verbündet, die beiden letzten bis zu einem gewissen Grade auch, wobei denn auch noch die österreichische Flotte mit in Betracht käme, die zwar an Zahl klein, in der Qualität von Schiffen und Besatzungen aber sehr tüchtig ist; die amerikanische Flotte wächst in großen Dimensionen mit sehr bestimmten Ansprüchen auf Seeherrschaft; in Ostasien ist die japanische Flotte entstanden, die wenn auch durch den Krieg stark geschwächt, nach dem Kriege ihre Lücken schnell wieder schließen wird, und auch China bereitet sich vor, wie es scheint unter japanischem Einfluß und unter japanischer Mitwirkung, sich zur See wieder stärker zur Geltung zu bringen. Die maritimen Verhältnisse haben sich mithin auf allen Ozeanen der Weltkugel stark verschoben, jede Großmacht, die nicht auf ihre Existenzberechtigung verzichten will, muß dem Rechnung tragen, und der britischen Admiralität ist es nicht zu verdenken,

wenn sie für ihre Flottenübungen die Eventualität eines Koalitionskrieges mit drei oder vier Seemächten ins Auge faßt, der alle Meere zugleich berührt. Im Unterhause hat sich Mr. Balfour sehr eingehend über die Möglichkeit einer indischen Verwicklung und einer Invasion Großbritanniens ausgesprochen. Er hat einen feindlichen Einfall in Indien als sehr unwahrscheinlich, eine Invasion Großbritanniens als ausgeschlossen bezeichnet. Dies trifft jedenfalls zu, so lange eine englische Flotte von hinreichender Stärke vorhanden ist, eine feindliche, den Landungstransport deckende Flotte zu schlagen und auch nachher noch aktionsfähig zu bleiben. Unter dieser Voraussetzung ist eine feindliche Landung in England ausgeschlossen, wenigstens die eines Heeres, das für größere Operationen stark genug wäre. Mr. Balfour hat ausdrücklich auf Frankreich verwiesen. Würde die englische Flotte in einer Seeschlacht unterliegen, so dürfte freilich weder die Zahl der für Transporte und Landung von hunderttausend Mann nötigen Schiffe, noch die mehrtägige Dauer der Landung für ein französisches Heer ein unüberwindliches Hindernis darbieten. Eine überraschende Landung würde allerdings nur bei einem Versagen des englischen Küstendienstes möglich sein. Es ist immerhin bemerkenswert, daß der britische Premier zur Beruhigung der öffentlichen Meinung solche Darlegungen in öffentlicher Kammer Sitzung für nötig hält, aber sie werden nicht nur in England, sondern in der ganzen Welt gelesen und werden namentlich in den militärischen Kreisen ein lebhaftes Echo finden. Offiziere aller Nationen werden infolge dessen die Frage einer Landung in England studieren, und die englische Presse darf sich dann nicht beklagen, wenn irgendwo wieder phantastische Arbeiten über dieses Thema und daran anknüpfende Zukunftsschlachten veröffentlicht werden.

Deutschland hat inzwischen durch seine großartige Schillerfeier bewiesen, daß der Glaube an die Ideale, der unser Volk in den schwersten Tagen getragen und es zur Erreichung hoher Ziele stark und fähig gemacht hat, unter dem politischen und wirtschaftlichen Hader der letzten Jahrzehnte so wenig gelitten hat wie durch das starke Hervortreten materieller Interessen und aller Widerlichkeiten der sozialdemokratischen Volksverhetzung. Es war eine Feier, die weit über die Grenzen des Reiches hinaus bis an die Arndtschen Grenzen drang, „so weit die deutsche Zunge klingt,“ eine Feier der Jungen wie der Alten, des heranwachsenden Geschlechts, das durch die Pflege der idealen Güter in den jungen Herzen stark gemacht und gefestigt werden muß für die ihm bevorstehenden Kämpfe, und der Erwachsenden bis zum Greisenalter hinauf, die sich der mannigfachen Augenblicke in ihrem Leben erinnern, wo Schiller ihnen Erhebung und Trost, Hoffnung und Zuversicht, Glaube und Liebe gewesen ist.

Von den Graubärten war mancher darunter, dem die beiden ersten Zeilen des brausend ertönenden Schillerschen Reiterlieds einst oft genug in der Morgendämmerung der Bivaks auf französischem Boden als Feldsignal erklingen waren: Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd, ins Feld, in die Freiheit gezogen! Die Schillerfeier war im wahrsten Sinne des Wortes ein Nationalfest. Sie enthüllte von neuem den ewigen Jungbrunnen des deutschen Idealismus mit seiner nie versiegenden Schöpferkraft. Diesem Jungbrunnen entsteigen in den großen Augenblicken unsrer Geschichte die Völkerschicksale, wenn uns Gott den Herrscher und den Staatsmann gibt, der den rechten Augenblick zu erkennen und zu benutzen vermag. Aber er wird es immer nur können, wenn er selbst den starken Glauben an die siegende Kraft des deutschen Idealismus im Herzen trägt und sich ehrlich zu ihm bekennt. Im Zeitalter der großen Volkskriege wird der Erfolg nur da sein, wo der Einsatz der Kraft aus der innersten Tiefe des Volksgemüts genommen wird. Die Pflege dieser Kraft in der Zeit gesicherten Friedens ist eine der ersten Pflichten einer vorschauenden Regierung für die Kriegsvorbereitung. Eher als die Regimenter müssen die Herzen „mobil“ sein; in diesem Zeichen haben wir 1813 wie 1870 gesiegt.

Die Zentrumsblätter haben in diesen Tagen Stoff zu mancherlei Betrachtungen geboten. Sie übertragen die pessimistische Auffassung, die sie wegen ihrer eignen Parteiverhältnisse hegen, ohne weiteres auf das Reich und suchen durch allerlei Drohungen und Beschwörungen die Regierung davon abzuhalten, dem Reichstage im nächsten Herbst mit Vorlagen zu kommen, die für die Einigkeit der Zentrumsfraktion eine zu harte Probe sein würden. Möge das Reich zugrunde gehn, wenn nur die Zentrumsfraktion bleibt! Darum die Ankenrufe über eine bevorstehende Reichstagsauflösung, wofür die Finanzreform, die Flottenvorlage und alle möglichen andern Dinge als Ursache dienen müssen. Diese auffällige Zimperlichkeit einer etwaigen Reichstagsauflösung gegenüber gibt allerdings zu denken. Bis jetzt hat jede Reichstagsauflösung in Deutschland nur klärend und luftreinigend gewirkt. Dasselbe wird sicherlich der Fall sein, wenn die Sachlage im nächsten Winter zu einer Auflösung führen sollte, wenn nur die Regierung unerschütterlich und beharrlich, ohne Rücksicht auf populäre Strömungen des Augenblicks, auf ein als richtig und unabweisbar erkanntes Ziel losgeht. Die Auflösung des Parlaments ist im konstitutionellen Staatsleben das notwendige Sicherheitsventil, den überschüssigen Dampf rechtzeitig abzuleiten. Auflösung und Neuwahlen bewirken, daß sich die Nation auf sich selbst besinnt.

Sie bieten zudem den großen Vorteil, daß die Wahlen auf ein bestimmtes Regierungsprogramm hin geschehen, daß die Regierung in ihrer eigentlichen Rolle als führend hervortritt, und die Parteien ihren Standpunkt dazu nehmen müssen. Deutschland ist von allen Großmächten der Erde die einzige, die mit dem Einkammersystem lebt. Unserer Gesetzgebungsarbeit fehlt der ausgleichende Regulator, den in England, Frankreich, Italien, in Oesterreich und Ungarn, in der Schweiz und in den Vereinigten Staaten das Oberhaus, der Senat, die Erste Kammer bilden. Der Bundesrat ist nicht Oberhaus, sondern Regierungsvertretung, ein großer Regierungsausschuß; bekäme Deutschland heute ein Oberhaus, so brauchte der Bundesrat sich nicht um eines Haares Breite zu ändern, er würde genau die Bedeutung behalten, die er bisher hatte, ein Oberhaus würde die Funktionen des Bundesrats in keiner Weise beeinflussen. Da wir aber diesen wichtigen Regulator im Staatsleben nicht haben, ist es um so notwendiger, von Zeit zu Zeit durch Öffnung des Sicherheitsventils die Reinigung der Luft zu bewirken. Das zeugt zugleich von einer Stärke der Staatsaktion, die dem Reiche bisher jedesmal gut bekommen ist. Die Parteien haben sich vor der Auflösung zu fürchten, sobald sie sich den vitalen Interessen des Reichs gegenüber ins Unrecht setzen, die Regierung niemals, wenn sie diese Interessen mutig vertritt. Denn die größere Notwendigkeit ist immer die des Bestehens des Reichs!

g

Zur Geschichte der süddeutschen Mairevolution. Von befreundeter Seite werden uns zwei interessante Dokumente mitgeteilt, die Erinnerungen an den badisch-pfälzischen Aufstand von 1849 wecken. Nachdem sich die badischen Aufständischen am 14. Mai in Karlsruhe in dem „Landesausschuß“ und in der „Vollziehungsbehörde“ ein notdürftiges Regierungsorgan geschaffen hatten, wurden alsbald Versuche unternommen, eine einheitliche Verbindung mit den Revolutionären der Rheinpfalz herzustellen. Am 17. Mai wurde zwischen dem „Landesausschuß von Baden“ und der „Provisorischen Regierung der Rheinpfalz“ ein Vertrag abgeschlossen, der die militärische Union zwischen beiden Ländern aussprach, sofortige Abschaffung des Brückengeldes auf den Baden und die Rheinpfalz verbindenden Brücken verfügte und erklärte, daß die Einwohner beider Länder in allen Beziehungen so anzusehen seien, als gehörten sie einem und demselben Staate an. Über dieses Vertragspapier sind die Unionsbestrebungen aber nicht weit hinausgediehen, und Strube klagt in seiner „Geschichte der drei Volkserhebungen in Baden“, daß es auf beiden Seiten an der nötigen Einsicht gefehlt habe, rasch eine Verbindung beider Staaten zu bewirken. Ebenso geben Esselen und Becker in ihrer „Geschichte

der süddeutschen Mairevolution“ der Unfähigkeit der beiden Regierungen die Schuld, daß eine reelle Vereinigung der beiden aufständischen Länder nicht zustande gekommen sei. Die Vermittlung zwischen ihnen sei den Reichsabgeordneten Schütz aus Mainz und Julius Fröbel übertragen gewesen, die sich auch viele Mühe gegeben hätten. Immerhin haben es die Aufständischen sogar zu den Anfängen gemeinsamer Missionen ins Ausland gebracht, und unsre Urkunden sind die Schreiben, durch die der eben genannte Schütz aus Mainz zum Geschäftsträger beider Länder in Paris ernannt wird. Das badische Schreiben ist deutsch abgefaßt und lautet:

„Der Landesausschuß für Baden ernannt hiermit den Bürger Friedrich F^b Schütz von Mainz, Mitglied der Nationalversammlung zu Frankfurt a. M., zum diesseitigen Geschäftsträger bei der französischen Regierung zu Paris.

Sein Auftrag geht dahin, diplomatische Beziehungen zwischen dem Lande Baden und Frankreich einzuleiten und die Interessen des badischen Volkes gegenüber dem französischen Volke zu vertreten.

Karlsruhe, den 27. Mai 1849.

Der Landesausschuß:

Vizepräsident G. Struve. Happel. Peter. Cordel. Stark. Barbo. Genefa.
Torrent. Willmann.

Die Vollziehungsbehörde:

L. Brentano. Peter. Goegg. Barbo. Mayerhofer, Kriegsminister.“

Das pfälzische Ernennungsschreiben hat folgenden französischen Text:

Au nom du peuple du Palatinat.

Par ces présentes le citoyen Schütz de Mayence, membre de la constituante à Francfort, est nommé chargé d'affaires pour ce dernier pays auprès du gouvernement Français à Paris.

Sa mission spéciale est d'établir et d'entretenir les rapports diplomatiques, qui doivent exister entre la France et le Palatinat. Spécialement il est chargé par nous de faire tout ce qui est en son pouvoir, pour que le gouvernement français prenne sous sa protection le peuple du Palatinat, qu'il lui accorde des secours soit par envoi de munition et de généraux, soit même en faisant marcher ses troupes contre les Prussiens, qui sont sur le point d'envahir notre pays.

En fait de quoi nous avons signé.

Kaiserslautern, le 26. mai 1849.

Le gouvernement provisoire du Palatinat.

N. Schmitt. Reichard. P. Fries. Greiner. Dr. Hepp.

Bemerkenswert ist der Unterschied des Tons in beiden Schriftstücken. Von dem zweiten kann man sagen, daß es gegenüber Frankreich der „erforderlichen Würde“ entbehrt habe, die sogar nach Strubes Ansicht bei allen an Frankreich gerichteten Proklamationen der pfälzischen Revolutionsregierung zu vermissen war. Es scheint übrigens nicht, daß Schütz in die Lage gekommen ist, den ihm angewiesenen Posten in Paris anzutreten und seinem Auftrag gemäß um französische Waffenhilfe für die Revolution zu werben. Nach einer der zeitgenössischen Parteiquellen soll die nach Paris geschickte badisch-pfälzische Gesandtschaft aus einem Mitglied der Pfälzer provisorischen Regierung Kullmann, Karl Blind und Didier bestanden haben. Schütz wird hier nicht erwähnt. Er gehörte dem Frankfurter Parlament als eins der radikalsten Mitglieder an. Er zählte sich zum „Donnersberge“ und war Sozialist, seine Reden waren, wie Biedermann in seinen „Erinnerungen aus der Paulskirche“ sagt, nach neuesten französischen Mustern abgeklatscht. Was ihn sonst noch für die bedenkliche diplomatische Mission, die ihm zugebracht war, geeignet machte, ist schwer zu sagen. Es wäre von Interesse, festzustellen, ob seine Sendung überhaupt zustande gekommen ist, ob er sie abgelehnt hat, oder ob sie einfach zu den vielen infolge der schnellen Entwicklung der Ereignisse un- ausgeführt gebliebenen Absichten der Revolutionsleiter gehört. Auf die Skrupellosigkeit dieser Absichten wirft das pfälzische Schriftstück jedenfalls ein helles Licht.

David Hansemann. In den Nummern 7 und 8 der Grenzboten hat M. Kobolski einen vom 19. Januar 1849 datierten „Brief aus trüber Zeit“ mitgeteilt, worin ein deutscher Gutsbesitzer aus Posen über seine Erlebnisse während der polnischen Insurrektion von 1848 berichtet. Auf Seite 450 findet sich nun ein heftiger, von derben Schmähungen begleiteter Ausfall gegen David Hansemann, den der Brieffschreiber im Frühling 1848 in Berlin als Finanzminister getroffen hatte. Wir haben den Satz ebenso wie den ganzen Brief als Stimmungsbild aus der Revolutionszeit wortgetreu wiedergegeben, ohne die der augenblicklichen Erregung des Brieffschreibers entstammenden Urteile zu berücksichtigen, weil wir annehmen, daß jeder Leser in ihm nur einen neuen Beweis dafür sehen würde, bis zu welchem Grade die leidenschaftliche Erhitzung der Zeit das Urteil auch vernünftiger Männer beeinflussen konnte. Da wir aber darauf aufmerksam gemacht werden, daß das Fehlen jeder redaktionellen Bemerkung zu dem schmähenden Urteil doch der Mißdeutung ausgesetzt sein kann, als hätten wir gegen den Inhalt des Satzes nichts einzuwenden, so möchten wir an dieser Stelle noch ausdrücklich erklären, daß Hansemann nicht nur ein treuer Patriot und lauterer Charakter gewesen ist, sondern sich gerade als Finanzminister im Jahre 1848 trotz allen Anfeindungen von demokratischer und reaktionärer Seite bleibende Verdienste um den Staat erworben hat. Wir verweisen bei dieser Gelegenheit auf die 1901 erschienene Biographie Hansemanns von Alexander Bergengrün, die die Bedeutung des hervorragenden Mannes zum erstenmal in das rechte Licht gerückt hat.

Brba. Der Tscheche mit dem unaussprechlichen Namen kämpft im Namen des Christentums gegen den Anspruch der herrschenden Kulturvölker, daß sich ihnen die kleinen Nationalitäten unterordnen oder wohl gar auf ihr Sonderdasein verzichten sollen, und weist dem österreichischen Staate die providentielle Bestimmung zu, den kleinen Völkern des südöstlichen Europas diese ihre Sonderexistenz zu wahren. Bei der Besprechung einer Schrift des Mannes, der offenbar ein sehr achtungswerter Charakter ist, im letzten Hefte des Jahrgangs 1898 der Grenzboten haben wir geäußert, daß wir die Betrübniß und den Ingrimm der Patrioten solcher Völker verstehen, daß aber der Unterschied zwischen großen und kleinen, höher und minder begabten, fortgeschrittenen und zurückgebliebenen, herrschenden und abhängigen Nationen eine Tatsache ist, die man weder durch Raisonnement noch durch das Christentum aus der Welt schaffen kann, und wir haben bei der Gelegenheit gezeigt, daß sich gerade den Tschechen sehr gute Aussichten eröffnen, weil in der Lage, die seit 1866 eingetreten ist, die Auflösung Österreichs in einen Bund kleiner Staaten für die Deutschen das beste sein und damit auch das Ideal der Tschechen, die Wiederherstellung der Wenzelskrone, verwirklicht werden würde. Die Deutschen der Alpenländer wären dann unter sich und Herren in ihrem Hause; die Deutschen der Sudetenländer blieben zwar in einer übeln Lage, die jedoch nicht schlimmer werden könnte, als sie jetzt ist, aber alle Deutschen wären der Notwendigkeit überhoben, die Mißwirtschaft der polnischen Schlachtschützen und der magyarischen Magnaten aus ihrer Tasche zu bezahlen und sich noch obendrein in ihrer Gesamtheit von den interessanten Nationalitäten majorisieren zu lassen. Brba hat seiner ersten Schrift (Die Palackysfeter und ihre Widersacher) zwei weitere folgen lassen, die dasselbe Thema breittreten: „Der Nationalitäten- und Verfassungskonflikt in Österreich,“ 1900, und „Österreichs Bedränger; die Los-von-Rom-Bewegung; Studien über politische, religiöse und soziale Zustände der Gegenwart,“ 1903. (Beide im Selbstverlage des Verfassers Rudolf Brba in Prag erschienen, die erste in Kommission der Cyrillo-Methodischen Buchhandlung, G. Frankl, die zweite in Kommission der Buchhandlung Fr. Rivnac.) Auch diese beiden Bücher sind ein wüßtes Gemengel von Zeitungsartikeln, Reden, Zitaten aus Büchern und Statistiken, aber eben wegen der großen Stoffmasse, die der sehr fleißige Verfasser zusammengetragen hat, eine wertvolle Vorarbeit für Historiker. Ja man könnte das zuletzt

angeführte Buch, Österreichs Bedränger, geradezu als statistisches Handbuch empfehlen, wenn man sicher wäre, daß alle seine Tabellen zuverlässig sind. Zwar führt er meist seine Quelle an, aber er nimmt alles, was er irgendwo findet, kritiklos auf, mögen sich dabei auch Widersprüche ergeben. So zum Beispiel werden für das französische Nationalvermögen Seite 541 andre Zahlen angegeben als auf Seite 535. Es ist unglaublich, was man in diesem Buche über den österreichischen Nationalitätenstreit alles findet. Unter anderm die Namen sämtlicher jüdischer Bankiers in Berlin, die Geschichte der im Jahre 1901 verfrachten reichsdeutschen Banken, die Geschichte der Austreibung der Kartäuser in Frankreich (die Juden beherrschen nach Brba dieses Land und besitzen die Hälfte des französischen Nationalvermögens), den Brief einer französischen Oberin und Schulleiterin zu Eske-Schehir, worin sie sich über die Germanisierung und Protestantisierung beklagt, die von den deutschen Behörden der Anatolischen Bahn betrieben werde. Die Bedränger Österreichs sind nämlich nach Brba die Preußen, die sich der Alldeutschen als eines Werkzeugs bedienen, und die Juden, wobei denn wieder merkwürdig ist, daß die Alldeutschen nicht weniger stramme Antisemiten sind als unser Brba.

Bücher über philosophische Gegenstände. Über die Natur der Seele und ihr Verhältnis zum Leibe ist in neuerer Zeit unendlich viel geschrieben worden. Aber eben darum hat Ludwig Bussé, Professor der Philosophie in Königsberg, sehr Recht, wenn er meint, „ein Buch, das diese Frage in umfassender, möglichst alle Gesichtspunkte berücksichtigender Weise behandelt,“ möchte nicht ganz unzeitgemäß sein. Sein Buch: Geist und Körper, Seele und Leib (Leipzig, Dürrsche Buchhandlung, 1903) löst die Aufgabe erschöpfend. Bussé beleuchtet darin kritisch die Ansichten aller modernen Psychologen, Physiologen und Biologen; und er bleibt nicht in der Kritik stecken, sondern gibt eine positive Antwort auf die große Frage, eine Antwort, die so viel Befriedigung gewährt, als wir bei der Beschränktheit unsers Erkenntnisvermögens zu erwarten berechtigt sind. Bei einer andern Gelegenheit gedenken wir ausführlich auf das ausgezeichnete Werk einzugehn; hier können wir den Inhalt nur andeuten. Bussé zeigt unwiderleglich die Unmöglichkeit aller Versuche einer materialistischen Ableitung des Seelenlebens, zeigt auch die Unzulässigkeit des Parallelismus, mit dem Wundt, Paulsen und viele andre die Schwierigkeit zu heben versuchen, und nimmt mit Loge eine Wechselwirkung zwischen Leib und Seele an. Den Leibnizischen Grundgedanken mit den nötigen Abänderungen festhaltend, läßt er das Universum aus Dingmonaden bestehen, zu deren Gruppierungen in Organismen Seelenmonaden hinzutreten, und zwar verschiedene zu den auf verschiedenen Stufen der Entwicklung stehenden Organismen. Menschen-seelen entstehen weder aus dem Organismus noch entwickeln sie sich aus den Seelen niederer Organismen; Menschen-seelen sind keine Affen-seelen. Beide Arten von Monaden hat Gott in Beziehung zueinander gesetzt, sodaß sie — freilich in einer uns unerforschlichen Weise — aufeinander wirken können. Die Einwendungen, die aus dem Gesetz der Erhaltung der Energie gegen geistige Einwirkungen auf den Leib erhoben werden können, widerlegt er durch die Unterscheidung der beiden Bedeutungen, die dem Gesetz beigelegt zu werden pflegen. Als Gesetz der Äquivalenz sagt es, daß bei jeder Veränderung an die Stelle des einen Energiequantums ein andres gleichwertiges tritt, die Ursache vollständig in der äquivalenten Wirkung verschwindet, die Wirkung ohne die äquivalente Ursache nicht denkbar ist. Dieses Gesetz wird durch die Einwirkung der Seele auf den Leib nicht angetastet. Dagegen wird das Gesetz der Konstanz aufgehoben, nach dem die Summe der im Universum vorhandenen materiellen Energie ein für allemal gegeben, unveränderlich, konstant sein soll, wenn die Seele dem Leibe Energie zuführt. Aber diese Konstanz ist weder bewiesen noch beweisbar. — Aus dem Gebiet des Abstrakten und Metaphysischen führt uns D. Flügel mit seinem Buche: Das Ich und die sittlichen Ideen im Leben der Völker (Vierte Auflage. Langensalza, Hermann Beyer

und Söhne, 1904) zum Sinnfälligen zurück. Die dem Denker schwierigsten und dunkelsten Begriffe, sagt er in der Einleitung, erscheinen dem gewöhnlichen Menschen nicht selten als die einfachsten und verständlichsten. Sein eignes Ich glaubt ein jeder besser als alles andre zu erkennen; es ist ihm gar kein Geheimnis. Nach und nach wandelt sich dieses Ich, nimmt immer mehr Bestandteile auf, wird ein verwickeltes Ding und zuletzt ein unergründliches Problem. Flügel zeigt nun, wie das heutige Ich allmählich geworden ist, auf dem Wege, den die Überschriften der Hauptabschnitte des ersten Teils andeuten: Das Ich als eigner Leib, das Ich und seine Umgebung, das Ich und der Name, das Ich als Inneres, das Ich als tätiges Prinzip. Im zweiten Teile wird die Entwicklung der fünf sittlichen Ideen im Völkerleben gezeigt, und in beiden Teilen bekommen wir viel interessantes ethnologisches Material zu kosten. Obwohl der Verfasser meint, daß sich die sittlichen Ideen an der Umgebung entwickeln, versteht er nach dem Vorbilde Herbart's, dessen Jünger er ist, mit dieser Entwicklung und der durch sie verursachten Mannigfaltigkeit sittlicher Anschauungen die Ursprünglichkeit und Aboluthheit des Kerns der Sittlichkeit, der ethischen Wertschätzung, des sittlichen Urteils, zu vereinigen. — Ein grundsätzlicher Gegner Herbart's, weil Anhänger der Entwicklungslehre im Sinne der meisten Biologen, ist Paul Bergemann. Der erste Teil seiner Ethik als Kulturphilosophie (Leipzig, Theodor Hofmann, 1904) behandelt in der ersten Hälfte dasselbe wie der zweite Teil des Buches von Flügel, nämlich „die Entwicklung des sittlichen Bewußtseins in Geschichte und Tat der Menschheit,“ aber in ganz anderer Weise und mit anderm Material. Die zweite Hälfte: „Die Entwicklung der sittlichen Anschauungen,“ ist eine gute und gründliche Geschichte der Ethik, nur läßt sie die Objektivität vermissen. Herbart kommt, wie zu erwarten war, schlecht weg; dagegen wird der Verfasser Adam Smith vollauf gerecht, der bis jetzt von den deutschen Ethikern wenig beachtet worden ist. Der zweite Teil ist „Ethik als Kulturphilosophie“ überschrieben, und seine zweite Hälfte enthält eine Tugend- und Pflichtenlehre. Der Verfasser ist in der Sexualmoral Rigorist und preist die Frauenbewegung, die sich die Erziehung der Männer zur strengen Monogamie zum Ziele gesetzt hat. Dagegen will er nicht, daß die Frauen den Männern in der Berufstätigkeit Konkurrenz machen. Die Erziehung ihrer eignen Kinder soll der eigentliche Beruf der Frau bleiben oder eigentlich erst werden, da sie zu seiner gehörigen Erfüllung dem Manne in der Bildung ebenbürtig sein müsse. Als Mittel für eine bessere Ausbildung der Frauen empfiehlt er genossenschaftliche Wirtschaftsführung und soziale Hilfsarbeit. Lehnt er freie Liebe und die Erziehung der Kinder durch den Staat entschieden ab, so neigt er dafür in Beziehung auf das Eigentumsrecht dem Sozialismus zu. „Eine Gesellschaft, in der nur die verhältnismäßig wenigen Besitzenden und Gebildeten die Träger der Kultur sind, kann auf die Dauer nicht lebensfähig sein.“ Bergemanns Werk ist ein brauchbares Handbuch der ethischen Theorien, aber um die praktische Wirksamkeit bringt ihn das Ziel des Weltprozesses, das er predigt: Der Mensch selbst und seine persönliche Vollkommenheit sind nur Mittel, Selbstzweck ist allein die Kultur. Die Zahl der Menschen ist nicht groß, die des Kulturfortschritts wegen geneigt sein werden, schwere Pflichten zu erfüllen und Opfer zu bringen. Bergemann erkennt selbst, daß sein Weltzweck keine allgemein wirkende Motivationskraft hat, und sucht darum eine Ergänzung. Da er aber die vom Christentum dargebotne zurückweist, findet er nur eine ganz dürftige, die gar keine ist. Das Ziel des Kulturprozesses sei die Harmonie der ideellen und der materiellen Kräfte. Das ist doch nur ein schattenhafter Begriff, während Kultur immerhin ein zwar schwankender, aber an deutlichen Vorstellungen sehr reicher Begriff ist und darum wenigstens für einzelne Menschen kräftige Beweggründe zum Handeln abgibt. Einen Ingenieur vermag die Großartigkeit der modernen Technik, einen Staatsmann die Vorstellung von einem vollkommenen Staate so zu begeistern, daß jeder von beiden seinem Ideal sein Leben opfert. — Dr. Paul Weisengrün veröffentlicht unter dem Titel: Der neue Kurs in der Philosophie (Wiener Verlag, Wien und Leipzig, 1905) Prole-

gomena zu einem dreibändigen System der Philosophie, an dem er arbeitet. Dieses wird zeigen, daß die Philosophie eine exakte Wissenschaft ist, sofern man sie auf die Erkenntnistheorie, die „Analyse des unmittelbar Gegebenen“ beschränkt, wird auf dieser einen psychologischen Überbau errichten, ohne in Metaphysik zu verfallen, und mit einer Methodenlehre abschließen. Wir fürchten, sein Werk wird uns wenig befriedigen; denn wir gehören zu denen, die eine Seele zu haben glauben, Weisengrün aber lehrt: „Substanz und Seele, das ewige Selbst, die Idee und die Materie, von all diesen lieben alten Bekannten müssen wir Abschied nehmen. . . . Die Erkenntnistheorie hat den Begriff der Seele gänzlich zerstört.“ — Wir fügen noch eins von den Büchern geistreicher Dilettanten an, bei denen man nicht recht weiß, ob man sie ernst nehmen soll: „Bedürfnisse und Fortschritte des Menschengeschlechts. Leben, Nahrung, Produktion und Geisteskultur in ihren Grundlagen und Zielen, im Rahmen der Weltentwicklung. Mit Vorschlägen zur Lösung des Rätsels von Stoff und Kraft von C. Beckenhaupt“ (Heidelberg, Karl Winter, 1904). Der Verfasser ist nicht in allem Dilettant, in der Chemie hat er sehr gründliche Kenntnisse, doch scheint sie nicht sein eigentlicher Beruf zu sein. Er ist wahrscheinlich Autodidakt ohne Gymnasialbildung, wie die Schreibweise „Chlorophyll“ und manches andre vermuten läßt. Er hat ursprünglich nur eine Nahrungsmittellehre schreiben wollen und ist dabei unversehens in die Metaphysik geraten. Sehr vernünftig äußert er sich über den Alkohol. Er empfiehlt nur Mäßigkeit, nicht Abstinenz. Man müsse doch anerkennen, daß sich in den Weingegenden Menschen schläge entwickelt haben von höchster geistiger und künstlerischer Befähigung, von warmer Impulsivität und Begeisterungsfähigkeit. „Steht die Wissenschaft auf der Höhe des zwanzigsten Jahrhunderts, wenn sie im Alkohol nur Gift sieht und nur die Kalorien zählt, die er liefert, die Ernährung des Menschen nach denselben Grundsätzen beurteilt wie die des Viehs? Verdanken wir den Kulturfortschritt den Menschen der Stämme, die sich heute noch an Quellwasser, Wurzeln und Früchten genügen lassen und nach eigenem Willen Mahlzeit schlafen, oder den andern, die leidenschaftlich neue Eindrücke und Genüsse suchen?“ Die Lehre von der Lebensmittelerzeugung führt ihn, weil der Acker-, Garten-, Wein- und Obstbau nur durch Verfeinerung und Diversifizierung der Dualitäten rentabel gemacht werden kann, zu der Frage, wie Sorten entstehen und welche chemischen Bestandteile Aroma erzeugen, und da dringt er denn durch die chemischen Verbindungen bis zum Weltäther vor, der Gott ist und uns mittelst der Kohlenhydrate und ätherischen Öle die Seele und das Gewissen schafft. Dieses sagt uns, daß wir Verwalter Gottes im großen Weltgarten sind, den Stoffwechsel rationell organisieren und dadurch die sozialen Übel heben sollen. Auch er will die Wissenschaft von den höchsten Dingen exakt machen, nur ein bißchen anders als Weisengrün: er will „das Studium der seelischen Vorgänge aus dem Gebiete philosophischer Haarspalterei in das der exakten mathematischen Forschung hinüberführen.“ Von der neuern energetischen Atomistik weiß er nichts. Wie die meisten Chemiker verleiht er den Atomen Körperlichkeit; er glaubt, daß sie die Gestalt von Tetraedern haben.

Hansstaengls religiöse Kunstblätter. Alljährlich um die Zeit der Konfirmationen pflegt sich das Antlitz unsrer Bilderläden zu ändern, und auf eine Weile macht dann der moderne Cancan andern Gebilden aus bessern Zeitaltern Platz. Diesem Verlangen ist ein hübsches Heft mit etwa dreihundert kleinen, aber sehr vollkommenen Abbildungen nach religiösen Gemälden moderner und alter Meister entgegengekommen, das der Kunstverlag von Franz Hansstaengl in München gegen Entsendung von sechzig Pfennigen verschickt, zunächst als Wegweiser für Bestellungen, von der Einmarkphotographie bis hinauf zu kostbaren Gravüren und farbigen Reproduktionen. Aber auch solchen, die keine Konfirmanden zu beschenken haben, wird das feine, kleine Album an und für sich Genuß und Belehrung bringen. Die Abteilung der alten Meister, in der wir auch die noch wenig bekannten Rembrandts und Murillos der Petersburger Eremitage erhalten, ist die

kleinere, aber wie überragt sie die modernen an Erfindung und Ausdruck! Das Gute bei den Neuern beruht auf Nachahmung oder doch deutlicher Nachempfindung. Tüchtige Maler, wie Defregger, erscheinen armselig, wenn sie auf das religiöse Gebiet hinübergreifen. Unter den vielen modernen Madonnen genügt nur eine, die von Anselm Feuerbach in der Dresdner Galerie. Am besten macht seine Sache ohne Frage der Dresdner Hofmann, kein großer, starker Erfinder, aber ein feiner, anempfindender Darsteller der alten Stoffe, mit einem modernen Einschlag, der niemals stört, wogegen bei den andern das Moderne nur zu häufig sentimental parodierend wirkt. Interessant ist zu beachten, wie sich von der allgemein christlichen Malerei eine katholisierende Richtung abhebt, im ganzen nicht vorteilhaft, indem sie entweder schemenhaft in der Art der Beuroner Bilderfabrikation Typen wiederholt in möglichst abgeschwächter Sinnlichkeit, oder die Gefühlserregung stark betont, wie es einst die spanischen Devotionsmaler taten, ohne doch deren künstlerische Wirkungen zu erreichen. Man bekommt eben den Eindruck einer stagnierenden Kunstübung, die sich nicht weit genug umgesehen hat. Wie ist eigentlich ein so hölzernes Pappbildnis noch möglich — Pius der Zehnte von Lippay —, nachdem Raffael, Titian und Velazquez die allbekanntesten großen Vorbilder gegeben haben! Unser Bilderkatalog kann uns noch zu weiteren Gedanken anregen. Übersieht man die ganze italienische religiöse Malerei bis zu ihrem Abblühen, und nimmt man allenfalls noch die spanische hinzu, so sollte man meinen, daß das Gebiet erschöpft sei. Aber daneben waren ja schon lange die Niederländer ihren eignen Weg gegangen, und, zunächst im Anschluß an sie, die Altdeutschen, und danach gab Rubens noch seine glänzende Synthese des Nordischen und des Italienischen. Ganz für sich stand um dieselbe Zeit Rembrandt, er zeigte, wie man alte Gegenstände völlig naiv aus dem Denken und Fühlen einer neuen Zeit beleben kann, und dieser Weg, der erst in unsern Tagen wieder eingeschlagen worden ist, am glücklichsten von Gebhardt, dann von vielen andern, gelegentlich sogar von Uhde, wenn er dem leidigen Parodieren widersteht, scheint uns der einzige zu sein, auf dem eine moderne religiöse Kunst, die nicht bloß nachahmen und wiederholen will, noch möglich sein wird. Man nennt ja diese Richtung protestantisch, wiewohl auch Katholiken mitgehn, zum Beispiel Scheurenberg, und ohne den Protestantismus hätte sie sich nicht entwickeln können. Jedenfalls lassen sich auf jenem andern Wege, durch Verstärkung der religiösen Affekte, keine künstlerischen Erfolge mehr erreichen, höchstens Karikaturen. Das haben die alten Meister in allen Variationen bis auf den Grund erschöpft.

Eine Tell-Ikonographie. Wenn in diesen Wochen das Andenken an Schiller in der mannigfaltigsten Weise erneuert und gefeiert wird, kann auch auf ein Heft hingewiesen werden, das schon früher erschienen ist, da es mit einem der beliebtesten Dramen in Zusammenhang steht. Es ist die Tell-Ikonographie von Dr. Franz Heinemann (Luzern und Leipzig, 73 Seiten Quart) Wilhelm Tell und sein Apfelschuß im Lichte der bildenden Kunst eines halben Jahrtausends (fünfzehntes bis zwanzigstes Jahrhundert), mit Berücksichtigung der Wechselwirkung der Tellpoesie. Mit 4 Kunstbeilagen und 54 Originalreproduktionen. Der Verfasser betrachtet zuerst den Einfluß der prosaischen und der poetischen Literatur auf die bildliche Telledarstellung, dann die zeitliche Wandlung des künstlerischen Tellmotivs in der Zeichenkunst, den vervielfältigenden Künsten, der Buchillustration, der Malerei, der Plastik (Münz- und Siegelbild, Waffen, Becher, Zinnteller, Eisenbeinrelief, Massivplastik), Tell auf Glocken, Ofenlacheln, in der heraldischen Kunst. Ein weiterer Abschnitt ist dem Bühnen-Tell und der Tellphysiognomie gewidmet. Endlich wirft der Verfasser einen Blick auf die Tellkapellen und die internationale Pfeil- und Apfelschußsage in der Kunst. Sein Werk ist wohl imstande, durch die Reichhaltigkeit der Tatsachen zu interessieren.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig